Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 7.

Prinzeß Hummelchen.

Novelle von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dututel war leise einen Schritt zurückgetreten. Er entfärbte sich doch ein wenig. Es war selten, daß der Fürst so entschieden sprach, auch machte der Oberstleutnant dem Koch ein hastiges Zeichen, das nur so viel bedeuten konnte als: „Seien Sie kein Thor — geben Sie nach!“ Einen kurzen Augenblick schwankte er auch. Aber dann sagte er trotzig: „'oheit können mich macken lassen eine Kopf kleiner, Eure Durchlaucht können mir lassen sogar schicken aus 'ockdero Dienst. Aber ick bin und ick bleibe der Vater von das Kind. Und das Kind sein gewesen ungehorsam, und ick kann nix brauchen eine Sohn, was nix pariert Ordre. Ick kann ihn nicht reicken die 'and und saggen: „Du hast gehabt recht, und ick 'ab' gehabt unrecht.“ Das sein, mein' ick, unmöglick.“ Er sann einen Moment nach, und dann schloß er hastig: „Ick kenn' mich, und ick kenn' ihn. Wenn er mir könnte zeigen, der René, was er vermag in meine Kunst, und wie er ihr estimiert, dann würde ick sehen, was ick kann thun, sonst nix!“

„Aber Mann, das ist ja Unsinn — der bare Blödsinn!“ brauste der Fürst auf. „Wollen Sie denn, daß sich ein Künstler von Gottes Gnaden wieder an den Küchentisch stellt? Also, Sie weigern sich, meinem bestimmten Wunsch, meinem Befehl zu gehorchen?“

„'oheit 'alten zu Gnaden; es sein mein Kind!“ wiederholte Dututel eigensinnig.

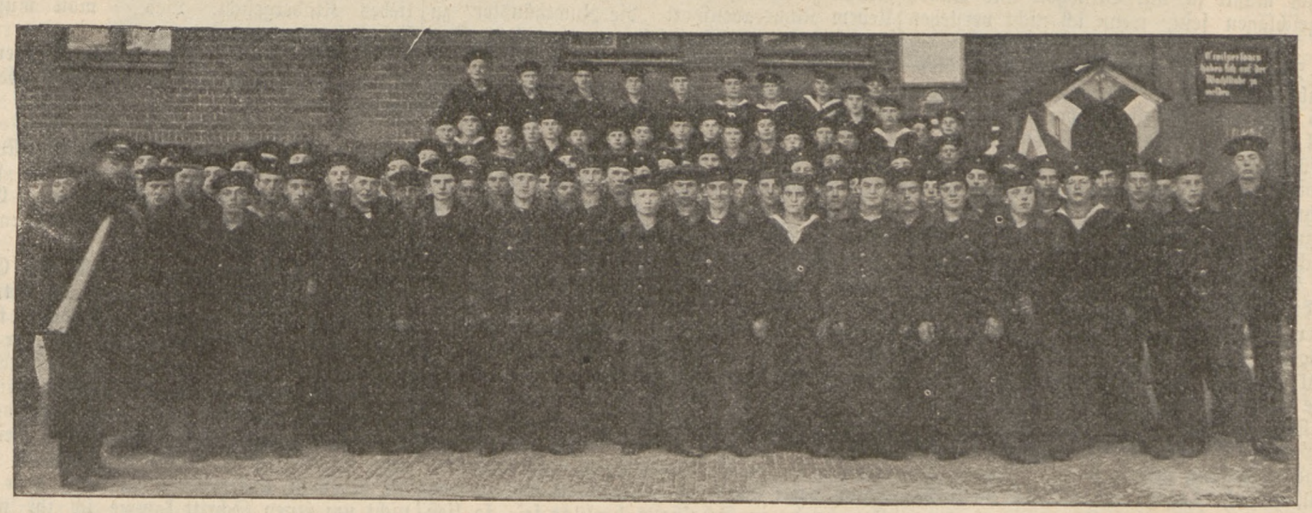
Ein heftiges Wort schien dem Fürsten auf der Zunge zu liegen. Da neigte der Oberstleutnant sich zu ihm herab und raunte ihm einige Worte ins Ohr, die eine merkwürdige Wirkung ausübten. Das Gesicht Seiner Hoheit glättete sich fast sofort, ein launiges Lächeln trat an die Stelle des zornigen Ausdrucks, und dann sagte er ganz ruhig: „Nun, ich sehe, es ist mit Ihm nicht zu reden. Da wäre es wohl auch übel angebracht, mit Ihm über sein zweites Kind, über die Rose, zu sprechen.“

Dututel war eigensinnig, aber er war nicht auf den Kopf gefallen. Diesmal wußte er sofort, wohinaus Serenissimus wollte, wußte nun plötzlich auch, warum Weingärtner vorhin so eigen diplomatisch gelächelt hatte. Sein Gesicht verklärte sich förmlich. Er machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „O, halten zu Gnaden, 'oheit! Mit der Rose das sein ganz eine andere Sach'. Meine Rose 'aben auch ihre Borsten“ — er meinte Stacheln — „aber meine Rose parieren doch immer.“

„So, so. Freut mich zu hören. Nun denn also: der Weingärtner hat mir anvertraut, daß er die Rose heiraten möchte, mich so gewissermaßen gebeten, als sein Freiwerber aufzutreten. Hm, ja. Das soll hiermit geschehen sein, und was die Aussteuer anbetrifft, so — so werde ich seiner Zeit von mir hören lassen. Sagen Sie das Ihrer Tochter, Dututel — es soll mich herzlich freuen, wenn sie glücklich wird!“

„Eure 'oheit sein zu gnädig!“ Dututel trat, mit einem leichten Thränenhauch väterlicher Rührung im Auge, dicht an den Fürsten heran und haschte nach dessen Hand, sie zu küssen.

Aber Serenissimus wehrte ab. „Schon gut — schon gut! Ein Dickschädel bleiben Sie doch! Bessern Sie sich!“ Und der Oberstleutnant winkte, daß die große Audienz ihr Ende erreicht habe. — — — — — — —



Gerettete der „Gneisenau“: Schiffsjungen der I. und III. Division. (S. 52)
Nach einer Photographie von J. G. Siehl in Wilhelmshaven.

Heulen und Zähneklappern herrschten an diesem Abend im ganzen Bereich der Schloßküche. Einem zürnenden Zeus gleich stand Meister Dututel am Herde. In ihrem Stübchen aber saß Rose und weinte bittere Thränen.

Nach dem Dessert kam Weingärtner in das Allerheiligste Dututels hinunter. Er hatte das glatte Diplomatengesicht wie immer aufgesteckt, aber hinter der Maske schimmerte doch etwas wie große Erwartung.

„Nun?“ fragte er, sich sofort breitspurig dem Koch gegenübersetzend. „Nun, Schwiegerpapachen?“

Der Alte antwortete nicht gleich. Oder er brummte vielmehr nur etwas ganz Unverständ-

liches, unverständlich sogar für einen ersten Kammerdiener, der sonst doch aus halben Andeutungen, halben Sätzen sich sofort ein klares Bild zu machen verstehen muß. Eine unverkennbare Verlegenheit aber stand Dututel auf dem Gesicht geschrieben.

„Nun?“ fragte Weingärtner noch einmal, die Stirn hochziehend. „Serenissimus hat mir doch gesagt, daß er mit Ihnen gesprochen hat, Dututel —“

Der Koch ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen. „'aben 'oheit auch gethan. Und ick 'aben auch gleick gesprocken mit die Rose. Mon Dieu, ick war so selig über die Gnad' von Serenissimus, und da 'ab' ick gesagt zu ihr: Rose, mein Kind, wann soll Monsieur Weingärtner kommen, dich zu fragen —“

„Nun?“ machte dieser zum drittenmal.

„Ist ein sonderlich Kind, die Rose. Ick 'aben bekommen gar keine Antwort. Sie 'at nur gehabt dicke Thränen in die Aug', und dann sein sie gelauft in ihr Kammer und hat geschoben das Riegel vor die Thür.“

„Ich will mich nicht aufdrängen, wenn ich dem Fräulein nicht passe,“ sagte der Kammerdiener pikiert und machte würdevoll Miene, sich zu erheben. „Ich werde Serenissimus Meldung erstatten von dem, was Sie mir da soeben gesagt haben, und ich denke, das wird genügen.“

Infantin Maria de las Mercedes, Prinzessin von Asturien. (S. 52)

Dututel war aufgesprungen und zog ihn wieder auf seinen Stuhl nieder. „Warum gleick ausschütten die Katz' mit das Bad?! Die Rose sein ein Kind, ein ganz thöricktes Kind, und Sie sollen sein ein kluger Mann. Sie müssen 'aben Geduld mit das Kind. Lassen Sie mir nur macken. Sie wird thun, was ick will. Und sie wird sein eine gehorsame Tochter und eine gute gehorsame Frau. Wir müssen ihr geben Zeit — das sein alles. 'aben Sie verstanden?“

„Ich müßte ja mit Blindheit und Taubheit geschlagen sein, wenn ich nicht verstehen sollte. Nämlich, daß Rose mich nicht mag. Und, Dututel, ich will Euch nicht verhehlen, ich habe auch schon so etwas munkeln hören, als ob Rose eine Liebelei in der Stadt hat — sie soll eine ganz besondere — hm! — Vorliebe für zweierlei Tuch haben.“ Weingärtner kniff die Augen zusammen und blinzelte unter den schweren Lidern mit einem faunischen Lächeln zu Dututel hinüber. „Nun, ich bin nicht kleinlich. Das giebt sich alles von selber, wenn sie erst meine Frau ist. Aber“ — er hob die Stimme — „das sage ich Ihnen, Meister Dututel, an der Nase hinziehen läßt sich Joseph Weingärtner nicht.“

„Mon Dieu, wer will Ihnen denn ziehen an die Nas'? Sein Sie doch nicht so laut, daß alles thun hören, was wir specken.“

„Gut! Ich will Geduld haben, ich bin alt und verständig genug dazu. Warten Sie einmal, in acht Tagen, am 16., ist mein Geburtstag. Ist's Ihnen recht, wenn wir dann Verlobung feiern — und acht Wochen später Hochzeit?“ Er rieb die weißen wohlgepflegten Hände, beschaute sorgfältig den langen Nagel, den er sich nach dem Vorbild des Fürsten am kleinen Finger der rechten Hand zugelegt hatte, und schloß dann: „Aber, Dututel, Sie kennen mich: ich habe das Ohr Serenissimi, und der allergnädigste Herr giebt etwas auf mich. Lassen Sie nicht Salz und Pfeffer auf unsere alte Freundschaft kommen!“

„Daß Gott behüt'! Daß Gott behüt'! Und, glaub' Sie mir, die Rose ist ein gehorsam lieb Kind.“

Weingärtner erhob sich, sie schüttelten sich die Hände. Dann, als der Kammerdiener die Thürklinke schon in der Hand hatte, wandte er sich noch einmal um. „Alle Wetter, Dututel, das hätte ich fast vergessen. Uebermorgen geht der Hof nach Elisenburg, auf acht Wochen etwa. Sie sollen sich reichlich einrichten, es wird Besuch erwartet.“ Er machte wieder sein Diplomatengesicht, trat einen Schritt zurück und raunte dem Koch ins Ohr: „Der Erbprinz von Waldenstein-Reiz kommt. Im Vertrauen gesagt, Schwiegerpapachen: wahrscheinlich giebt's in Elisenburg zwei Verlobungen.“

6.

„Erschrick nicht, mein liebes teures Mütterchen, ich schreibe diese Zeilen aus dem — Zuchthause, in dem ich mich seit acht Tagen befinde.

Nun, Du wirst Dir ja denken können, wie es zusammenhängt. Die fünf benachbarten Riesenstaaten, die hier bei Schalhaus mit spitzausspringenden Winkeln zusammentreffen, so daß man in einer Stunde neunmal verschiedene Grenzen überschreiten kann, ohne sonderlich auszuschreiten — diese fünf Staaten haben sich vor einem halben Jahrhundert, um einer dringenden Kulturaufgabe zu genügen, hier ein gemeinsames Zuchthaus gebaut. Schalhaus heißt es, wird aber im Volksmunde allgemein Schmalhaus genannt.

Prinz Karl von Bourbon-Sizilien. (S. 52)

Für Schalhaus hat mein Regiment die wenig ehrenvolle und angenehme Aufgabe, ein Wachtkommando von einem Leutnant und vierzig Mann zu stellen, die man scheußlicherweise mit liebem Kameradenspott „die Zuchthäusler“ zu nennen pflegt. Mannfeld war der letzte Inhaber dieses Postens, der alle acht Wochen abgelöst wird; er erkrankte aber plötzlich, und so traf mich das Los seiner Vertretung.

Aber auch dies Kommando hat neben vielem Schatten seine Lichtseiten. Der Dienst ist sehr bequem, die Mannschaft, soweit sie nicht vom Wachtdienst in Anspruch genommen ist, hat alle Tage ein wenig Exerzieren und einen Lumpenappell — Pardon: „Sachennachsehen“. Und da mir zwei tüchtige Unteroffiziere beigegeben sind, von denen der älteste, Vizefeldwebel Marschner, geradezu ein Mustermensch ist, so bin ich sehr wenig belastet.

Und dann die Hauptsache.

Kaum eine Viertelstunde Wegs, durch einen flachen Höhenrücken von Schalhaus getrennt, liegt das Elwersburger Jagdschloß Elisenburg, die Sommerresidenz unseres Hofes. Kaum hatte der Fürst gehört, daß ich mit dem Kommando in Schalhaus beglückt sei, so ließ er mich befehlen, und seitdem ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht nach Elisenburg beordert worden wäre.

Der Fürst lebt in Elisenburg fast ganz wie ein reicher Privatmann; die Fesseln der Etikette sind stark abgeschwächt, wenn natürlich auch immer die „Dehors“ gewahrt bleiben, wie Excellenz Eggeström, von der ich Dir schon schrieb, sagt. Serenissimus hat in Elisenburg eine wundervolle Antikensammlung aufgehäuft, und es ist rührend, wenn der blinde Herr seine Schätze abtastet, da ihm ja die volle Freude des Sehens versagt bleibt. Er hat es sich nicht nehmen lassen, mich persönlich in das kleine Museum einzuführen, und so viel Erbschaft von Papa steckt doch in mir, daß ich kein Interesse zu heucheln brauchte. Man spottet so viel über die Kleinstaaterei, und in der That fehlt ja diesen Miniaturhöfen bisweilen ein kleiner komischer Zug nicht. Aber man darf doch auch nicht übersehen, daß fast jeder von ihnen ein kleines Kulturzentrum für unser deutsches Volk war und noch ist.

Aber auch davon wollte ich Dir eigentlich nicht schreiben. Ich müßte ja kein Marssohn sein, wenn mich nicht mehr denn die kalten Marmorstatuen, die etruskischen Vasen und die köstlichen Kannen die lebendigen Menschen interessierten.

Und wie sehr thun sie dies — —

Da ist unsere holde kleine Prinzessin, die mir so gnädig gegenübertritt, daß Dein großer Junge vor dem halben Kinde bisweilen ein wenig — Angst hat. Charlotte, die kluge, nur zu verstandeskühle, hat mir einmal gesagt: „Niemand kann sich dem Reize unseres Prinzeßchens entziehen.“ Sie hat damit wie immer den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich bin stets Dein aufrichtiger Sohn gewesen, liebe Mama, und Du weißt, ich bin nicht eitel. Aber ich fürchte, ich fürchte, das Prinzeßchen hat, höchst respektwidrig gesagt, allerlei Raupen im Köpfchen. Mit Blindheit müßte ich geschlagen sein, wenn ich es nicht merken sollte. Heute schmollt sie wie ein unartiges Kätzchen, morgen glänzt sie auf wie ein Sonnenstrahl, sobald ich mich vor ihr verbeuge, und dann und wann huscht ein merkwürdig fragender, erwartungsvoll gespannter Ausdruck über ihr liebes Kindergesicht. Lieb — man muß sie lieb haben!

Erschrick nicht, mein teures Mütterchen, Du weißt ja, mit mir hat es keine Gefahr, obschon — —

Nein, ich bin gefeit. Denn — nun kommt das Geständnis, das Deinem Mutterherzen, glaube ich, aber nichts Neues sagen wird: aus der alten Jugendneigung zu Charlotte ist in mir eine große, tiefe Liebe emporgereift!

Und sie ist es, die mit all dem Glück, das sie in sich trägt, doch auch jede Stunde, die ich in Elisenburg zubringen darf, trübt. Nicht darum, mein Mütterchen, weil wir beide arme Schlucker sind; ich fühle ja die Fähigkeit und die Kraft in mir, um Charlotte zu kämpfen und zu ringen. Aber ich fürchte, daß das alte tröstende „Liebe weckt Gegenliebe“ bei ihr nicht zutrifft. Sie ist sich immer gleich; sie ist nie geradezu unfreundlich zu mir, aber auch nicht um einen Schritt komme ich ihr näher. Ja, oft scheint es mir, daß sie mir ausweicht, sogar daß sie mein Kommen nicht gern sieht. Und dann und wann bricht doch auch ein schärferes Wort von ihren Lippen, das ich mir nicht zu deuten vermag. Und wenn es nichts anderes ist als ihre gestrige Aeußerung: „Sie haben ja merkwürdig wenig Dienst in Schmal-

haus, Vetter!" — im Ausdruck liegt dann immer ein Etwas, das mir zu sagen scheint: „Es wäre besser, der Dienst ließe Kurt Willröder nicht so viel nach Elisenburg kommen."

Wenn sie mich aber liebte — nur ein klein, klein wenig — dann würde sie dies nicht sagen. Hab' ich recht, mein Mütterchen?

Und nun schreibe Du mir aus Deinem fürsorglichen, liebevollen Herzen heraus, wie Du über all das denkst — die Mutter dem Sohne, der treue Kamerad, der Du mir immer gewesen, dem Kameraden. Und Dir, Deinem Rat, Deiner Einsicht will ich folgen . . ."

Willröder legte die Feder aus der Hand; es hatte an der Thür gepocht. Auf sein „Herein" trat der Bursche ein und meldete, daß der Herr Feldwebel mit dem Morgenrapport warte.

„Soll hereinkommen. — Guten Morgen, Marschner! Was giebt es Neues?"

„Nichts von Belang, Herr Leutnant. Ich bringe nur den Postenzettel und die Meldung an das Regiment zur Unterschrift. Für den Grenadier Metzger muß bei der Compagnie eine Hose dritter Garnitur requiriert werden, und die Stiefel des Gefreiten Paulsen müssen zum Schuster."

Es kam geschäftsmäßig heraus, aber ganz tonlos, so daß Willröder aufsah. Kopfschüttelnd erledigte er die Unterschriften. Der Mann schien ihm seit gestern merkwürdig verändert.

„Um ein Uhr Appell mit der dritten Garnitur. Ich will die Hose von Metzger und die Stiefel von Paulsen mir selbst ansehen."

Es kam ihm ganz wunderlich vor, unmittelbar nach dem inhaltsreichen Brief, den er soeben geschrieben, diese kleinlichen Dienstangelegenheiten zu erledigen.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Sie müssen mich heute nachmittag vertreten, Marschner. Ich bin nach Elisenburg befohlen. — Aber Feldwebel, was haben Sie denn? Wie schauen Sie denn aus? Sie sind krank —"

Willröder war aufgesprungen, denn er sah, wie der starke Körper des jungen Mannes vor ihm bebte, und er glaubte nicht anders, als der Feldwebel habe einen heftigen Fieberanfall. „So setzen Sie sich doch. Warten Sie einmal, ich will Ihnen ein Glas Wein geben."

Marschner hatte sich wirklich einen Augenblick schwer auf die Platte des Schreibtisches stützen müssen. Aber er richtete sich bereits wieder stramm auf. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Leutnant — es ist schon vorüber." Er wollte das Zimmer verlassen, Willröder hielt ihn jedoch zurück, drückte ihn in einen Stuhl nieder und nahm aus dem Schrank eine Flasche Bordeaux.

„Hier, Marschner — bitte. Donnerwetter, Feldwebel, Sie sehen aber wirklich mordselend aus! Ich will doch lieber zum Doktor schicken."

Hastig trank der Mann das Glas aus. „Danke, Herr Leutnant, danke! Der Arzt würde mir auch nicht helfen können."

Er sagte das mit so eigenem Tonfall, mit solch einem Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung, daß der junge Offizier nun erst recht aufmerksam wurde. Willröder hatte Herz für seine Untergebenen, für ihn war ein braver Soldat mehr als eine gehorsame Maschine. Und so setzte er sich denn dem Feldwebel gegenüber, legte beide Hände auf dessen Kniee und sprach zu ihm wie ein guter Kamerad mit dem anderen. Er sah jetzt wohl, es lastete auf ihm etwas anderes als ein körperliches Leid.

Nicht lange, und es ging noch einmal wie ein Beben durch den Körper des Mannes. Dann schluchzte er ein paarmal wider Willen laut auf.

„Marschner, ich spreche hier nicht als Vorgesetzter. Haben Sie Vertrauen zu mir! Was drückt Sie? Ist es eine dienstliche Angelegenheit?"

Der Feldwebel schüttelte schweigend den Kopf.

„Wir sind beide jung, Marschner — ich habe Verständnis auch für eine Thorheit, wenn sie nicht unehrenhaft ist. Haben Sie Schulden?"

Wieder nur ein leises Kopfschütteln und ein kurzes „Nein, nein, Herr Leutnant". Und dann noch einmal ein krampfhaftes Aufschluchzen.

Nun wußte Willröder Bescheid. Ein flüchtiges Lächeln glitt über seine ernsten Züge, und er tippte mit dem Zeigefinger auf das Herz des Mannes vor ihm. „Sitzt's dort, mein armer Marschner?"

Da faßte der Unteroffizier gegen alles Reglement nach der Hand seines Vorgesetzten und neigte das Haupt. —

Als Willröder am Nachmittag auf dem Weg nach Elisenburg auf dem Höhenrücken stand, der die beiden schmalen Thäler trennte, und hinabsah auf den grünen Park und die weißschimmernden Fronten dort unten, überkam ihn mit dem so seltsam in der eigenen Brust gemischten Glücks- und Leidgefühl plötzlich die Erinnerung an die Liebes- und Leidensgeschichte, die er am Morgen gehört hatte.

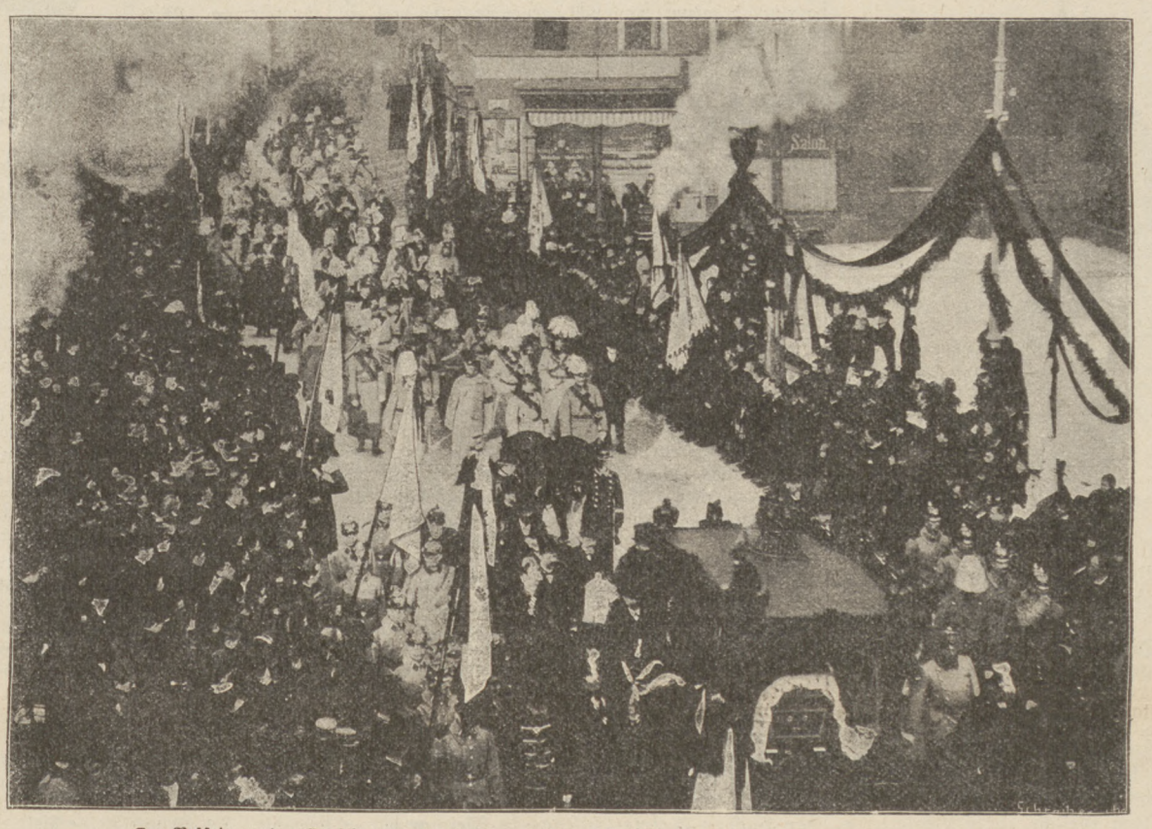
Es war doch überall auf dieser schönen, schlechten Welt das gleiche — bei hoch und gering, bei arm und reich!

Ueberall hoben sich Mauern, unübersteigbare Hindernisse zwischen liebenden Herzen, überall gab es trennende Klüfte, über die keine Brücke zu führen schien. Und selbst da, wo es eigentlich kein Hindernis geben sollte, fanden sich sicher böswillige, ungeschickte Hände, die es künstlich aufrichteten. Ja, wenn selbst Böswilligkeit und Ungeschick fehlten, stellten geschäftig sich Eitelkeit, kurzsichtiger Sinn, Trotz, Eigenwille ein, die Brücke zum Glück abzutragen.

In trübe Gedanken versunken schritt er langsam weiter, in die schattigen Buchen des Parkes hinein, die sich mit ihren mächtigen Kronen wie Domesbogen über dem bekiesten Fahrweg wölbten.

Da hörte er plötzlich eine helle Mädchenstimme seinen Namen rufen.

Prinzeß Ulrike war seit einigen Tagen die glückliche Besitzerin eines eigenen Ponygespanns geworden. Am Morgen nach der Ankunft in Elisenburg hatte der Papa ihr das Gespann samt einem niedlichen Selbstkutschierer, einem niedrigen Korbwagen, und dem dazugehörigen Groom — „aber nicht als Leibeigenen" — zum Geschenk gemacht. Prinzeßchen war eitel Wonne und Glück über diese Gabe, und reichlich vierundzwanzig Stunden füllten Wagen, Gespann und Groom ihr Herz so vollständig aus, daß sie alles schweren Grames vergaß. Zum Entsetzen der Hofgesellschaft kauerte sie stundenlang auf der Futterkiste im Stall und mußte sogar zur Toilette für das Diner nicht selten von der Kammerzofe halb mit Gewalt, halb mit List von besagtem Thron herabgeholt werden. Mit Johny, dem Groom, stand sie sofort halbwegs auf dem Kameradenfuß; er mußte ihr zeigen, wie man die kleinen Schottländer anschirrte; sie wollte wissen, wann und wie „geschüttet" würde, ob „Paul" und „Peter" sich auch nachts regelmäßig legten,



Die Beisetzung des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach in Weimar. (S. 52)
Nach einer Photographie von Otto Hoffmann, Hofphotograph in Weimar.

und es fehlte nicht viel, so hätte sie höchstselbst zum Striegel und zur Kardätsche gegriffen. Nicht selten brachte sie einen Hauch wirklichen, veritablen Stalldustes in die Salons. Fräulein v. Heldberge hatte sich sogar einmal ganz malitiös das Taschentuch vor die Nase gehalten und trieb dann ostentativ Verschwendung mit Peau d'Espagne, bis der Fürst, der Parfüme nicht mochte, sagte: „Was riecht denn hier so stark? Komm mal her, Hummelchen — nein, du bist es nicht. Du riechst sogar sehr anständig — nämlich nach Pferden."

Heute war Prinzeßchen vor Tisch ausgefahren und hatte Charlotte mitgenommen.

Als sie nun auf der Rückfahrt zum Schloß von weitem die Uniform sahen, meinte Durchlaucht kurz entschlossen: „Du, Lottichen, wir nehmen ihn mit. Da, auf dem Rücksitz."

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach.

„Ich bitte, Prinzeßchen — nein!"

„Aber warum denn nicht, Lotti? Er ist doch Papas Gast."

„Wirklich, Durchlaucht — Verzeihung — es schickt sich nicht!"

Wenn Fräulein v. Petershagen das intime „Prinzeßchen" mit dem würdevollen Prädikat vertauschte, wußte das Fürstenkind, die Hofdame meinte es sehr ernst. Sie schielte auch noch einmal etwas bedenklich unter ihrem großen Strohhut nach dem Gesicht ihrer Begleiterin, aber dann stemmte sie die beiden Füßchen so recht trotzig fest auf, sagte kurz: „Mein Gott, wir sind doch nicht in der Residenz!" und da rief sie auch schon: „Herr v. Willröder, wollen Sie nicht mitfahren?" und: „Willst du wohl stehen, Peter, du —"

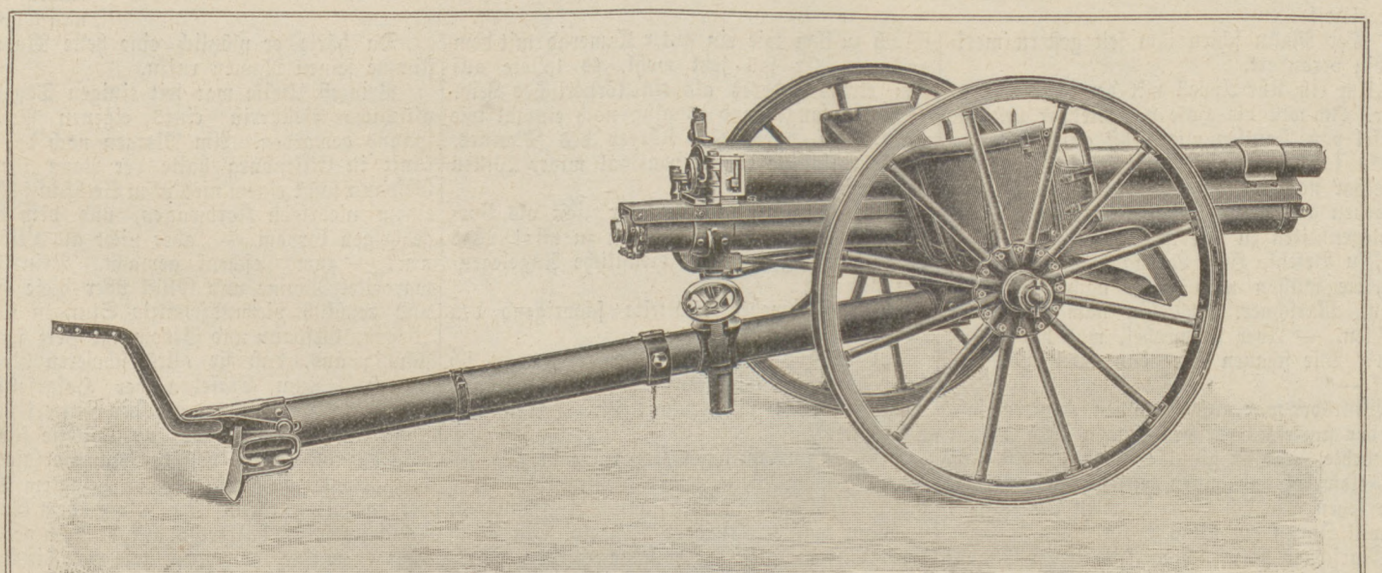
Wenn Excellenz Eggeström gehört hätte, daß Ihre Durchlaucht Prinzeß Ulrike mahr und w[illegible]

Illustrierte Rundschau.

Illustrierte Rundschau.

Der Dampfer „Andalusia" brachte die **Geretteten der „Gneisenau"** (21 Offiziere, 53 Seekadetten und 332 Mannschaften) von Malaga nach Wilhelmshaven. Elf Kranke wurden auf Tragbahren nach dem Lazarett geschafft, während die Leichtverwundeten sich zu Fuß dorthin begaben. Nach vollzogener Landung fand ein Begrüßungsappell der Mannschaften statt, an den sich eine gottesdienstliche Feier schloß. Unser Bild auf S. 49 zeigt die **Schiffsjungen der I. und III. Division** beim Begrüßungsappell. — Nachdem die spanischen Cortes ihre verfassungsmäßig erforderliche Zustimmung gegeben hatten, wurde die Verlobung der **Infantin Maria de las Mercedes**, welche als Thronfolgerin den Titel **Prinzessin von Asturien** führt, mit dem **Prinzen Karl von Bourbon-Sizilien** bekannt gegeben. Die am 11. September 1880 geborene Infantin ist die älteste Schwester des erst 14jährigen Königs Alfons XIII. und bis zu seinem Regierungsantritt die legitime Thronfolgerin. Ihr Verlobter, geboren am 10. November 1870, ist der zweite Sohn des Grafen Alfons von Caserta, Sohnes des 1859 verstorbenen Königs Ferdinand II. von Neapel. Prinz Karl ist Ehrenhauptmann im Generalstabe des spanischen Heeres und hat in Melilla und auf Cuba mitgefochten. — Das in jüngster Zeit vielgenannte **neue Ehrhardtsche Schnellfeuergeschütz** zeichnet sich dadurch aus, daß bei ihm der Rücklauf gänzlich aufgehoben wird. Es stammt aus der Rheinischen Maschinen- und Metallwarenfabrik zu Düsseldorf und besteht aus einem Nickelstahlrohr mit Schnellfeuerverschluß, aus der zweiteiligen Lafette, der zwischen Rohr und Oberlafette eingeschalteten hydraulischen Schußbremse und der Fahrbremse. Die Herstellung des Rohres erfolgt durch das sogenannte Preßlochverfahren; das Rohr gleitet beim Schuß in der Oberlafette nach rückwärts. Den an der Unterlafette befindlichen Lafettenbaum bilden zwei Röhren, die fernrohrartig ineinander verschiebbar sind, damit man zum Fahren eine kurze, zum Schießen aber nötigenfalls eine lange Lafette herstellen kann. — **Die Beisetzung des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach in Weimar** hat am 10. Januar gegen Mittag von der Hofkirche aus stattgefunden. Nach einem kurzen Gebet wurde der Sarg auf den vor dem Südportal der Kirche haltenden achtspännigen Leichenwagen gehoben, worauf sich der Zug in Bewegung setzte, während die zur Leichenparade kommandierten Truppen präsentierten. Vor dem Leichenwagen schritten die Geistlichkeit und die Hofchargen, hinter dem Wagen Großherzog Wilhelm Ernst mit dem Gene[illegible]. Wittich als [illegible]ter des deutKaisers und ur Trauerfeier roffenen Fürstlichkeiten. Der Zug bewegte sich über den Karlsplatz und Theaterplatz durch die Schiller- und Amalienstraße nach der Fürstengruft, wo die Beisetzung erfolgte. — Der neue **Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach** ist am 10. Juni 1876 geboren. Er ist der Sohn des verstorbenen Erbgroßherzogs Karl August und der Erbgroßherzogin Pauline. Als Wilhelm Ernst beim Tode seines Vaters im Oktober 1894 Erbgroßherzog wurde, war er noch in seiner wissenschaftlichen Ausbildung begriffen, nach deren Beendigung er beim 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam Dienst that. Später besuchte er die Universität Bonn. Nach der Thronbesteigung ist er zum Obersten à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß ernannt worden. — Der bekannte englische Kanonenfabrikant **Lord William G. Armstrong** ist in seinem Geburtsorte Newcastle upon Tyne gestorben. Er war am 26. November 1810 geboren, widmete sich zuerst der Rechtswissenschaft und dann den Naturwissenschaften und der Technik. In seiner Maschinenfabrik zu Elswick arbeitete er eifrig an der Verbesserung der Geschütze und erhielt 1854 von seinem Vaterlande den ersten Auftrag, sechs Geschütze seines Systems herzustellen. Später begann er dann Versuche in größerem Maßstabe und lieferte Hinterladungsgeschütze, an welche sich die höchsten Erwartungen knüpften. Armstrong wurde 1859 zum Hauptingenieur für das gezogene Geschütz ernannt, geadelt und zum Direktor der königlichen Gießerei befördert, welche lediglich Geschütze nach seinem System herstellte. Die praktischen Erfolge, welche die Armstrongkanonen hatten, entsprachen aber den Erwartungen durchaus nicht, und 1863 nahm Armstrong seine Entlassung. Er gab sein Hinterladesystem auf und lieferte nur Vorderlader, bis die allgemeine Stimmung sich wieder den Hinterladern zuwandte. Im Jahre 1887 erhielt er die Peerswürde.

Lord William George Armstrong †.



Das neue Ehrhardtsche Schnellfeuergeschütz mit zum Fahrgebrauch verkürztem Lafettenbaum.

Nach der Redoute. (S. 54)

Nach der Redoute.

(Mit Bild auf Seite 53.)

Den Schluß des Faschings führt uns das Bild auf S. 53 vor Augen. Es läßt uns einen Blick werfen in den Erfrischungsraum des großen Kasinos, wo die Redoute, der glänzende Maskenball, stattgefunden. Es ist des Morgens am Aschermittwoch, und die Musik hat eben aufgehört zu spielen. Die Masken und Tänzer verlassen zögernd den Saal, aber die Karnevalslust der Jungen will noch nicht sterben. Sie halten die Fastnachtslaune noch fest und jubilieren und schwärmen weiter, vielleicht für ein Stündchen noch, in dem Nebenraum des Ballsaales bei einem Glase Wein, Punsch oder einer Tasse Kaffee.

Liebe und Politik.

Historische Erzählung von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Aus einem der Laubgänge, die fächerartig auf die blumige Terrasse des Ohlauer Schlosses mündeten, traten am Morgen eines in sommerlicher Pracht leuchtenden Septembertages des Jahres 1718 zwei Personen in das helle Sonnenlicht heraus.

Sie waren bisher Hand in Hand gegangen, jetzt aber gab der junge Kavalier seine Dame frei und sagte: „Prinzessin, wir sind also einig? Sie halten treu zu mir, was auch kommen möge?"

„Bis in den Tod!"

„Dank, Geliebte! Ich werde Ihnen und mir die Krone erobern. Das Unternehmen ist nicht leicht, aber der Gedanke an Sie wird mich begeistern, zum Siege führen. O Klementine, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe!"

„Mehr gewiß nicht, als ich Sie," versetzte das schöne Mädchen.

Der Kavalier drückte einen feurigen Kuß auf die kleine weiße Hand. „Dieses süße Geständnis beglückt mich unendlich. Ich wagte es ja kaum zu hoffen, daß Sie dem heimatlosen Flüchtlinge, dem armen Ritter von St. Georg Ihr Jawort geben würden."

Prinzessin Maria Klementine Sobieska drohte dem Sprecher lächelnd mit dem Finger.

„Ei, wie zaghaft," sprach sie dabei. „Nicht dem künftigen Könige Englands, sondern dem schlichten Ritter von St. Georg habe ich auf seine Werbung geantwortet, frei und wahr, wie es mein Herz befahl."

„O, welches Glück, um seiner selbst willen geliebt zu werden!" rief er. „Und nun, Geliebte, eile ich, mich dem Prinzen, Ihrem Vater, zu entdecken. Er wird uns seinen Segen nicht verweigern."

Noch ein paar heiße Küsse auf die Händchen, die sie ihm willig überließ, noch einige rasch geflüsterte süße Abschiedsworte, und er wandte sich dem Schlosse zu. Die Augen der Prinzessin folgten dem Kavalier, der unter dem Namen Ritter von St. Georg seit einigen Wochen der Gast ihres Vaters war. Königliches Blut rollte in seinen Adern. Jakob Stuart, das war sein wahrer Name, und ihm gebührte nach seiner Ansicht Englands Thron, auf dem seit 1714 Georg I. aus dem Hause Hannover saß.*) Und sie, Klementine, fühlte sich dem Geliebten ebenbürtig. Auch ihr Vater war eines Königs, Johann Sobieskis Sohn, und hätte die Krone Polens tragen sollen. Freilich hatte er die Hoffnung, diese Krone August dem Starken zu entreißen, längst aufgegeben und führte seitdem auf seinem inmitten der Stadt Ohlau in Schlesien gelegenen Schlosse das völlig geräuschlose Dasein eines Landedelmannes.

— — — — — — — — — —

Jakob Stuart war im Schlosse angelangt und hatte beim Prinzen Sobieski, einem freundlichen Herrn von etwa fünfzig Jahren, die herzlichste Aufnahme gefunden. Der Prinz freute sich ungemein, daß Stuarts Wahl auf Klementine, die älteste seiner Töchter, gefallen war. Von seiner Seite gab's daher kein Hindernis. Er segnete ihn gleich seiner Gemahlin mit tausend Freuden, teilte aber Seiner Majestät, wie er Stuart beharrlich nannte, seine Befürchtung mit, daß diese Verbindung seitens Englands nicht gebilligt werden dürfte.

„Ich weiß es," entgegnete der Prätendent ruhig. „Wir haben diesen Punkt schon damals berührt, als ich Eure Hoheit um die Erlaubnis bat, mich Ihren Töchtern nähern zu dürfen. Nun sage ich noch, daß mein Gegner Georg I. überhaupt nicht zugeben will, daß ich mich jemals vermähle. Aber ich trotze ihm. Freilich hat er mächtige Verbündete. Nebst Frankreich stehen auch Deutschland und die österreichischen Erblande mit ihm wider mich im Bunde, und dem Beherrscher der beiden letzteren sind Eure Hoheit sogar nahe verwandt. Ich kann mir nun in Anbetracht dessen keinen Augenblick verhehlen, der Kaiser werde nicht dulden, daß ich in seine Familie trete. Aber auch ich habe Bundesgenossen und bin als Feind dem Kaiser keine Rücksicht schuldig. Ich werde also handeln, sobald ich handeln darf."

„Ah! Und wer sollte berufen sein, Eurer Majestät die Erlaubnis hierzu zu geben?"

„Eure Hoheit!" war die Antwort. „Sobald mein Thun für Sie keine Gefahr bedeutet, dann verbinde ich mich unverweilt mit der Prinzessin. Dies ist mein fester, unabänderlicher Entschluß. Geschehe, was da wolle, ich führe die Holde heim, falls Eure Hoheit nichts dagegen haben."

„Nein — nein," versetzte Prinz Sobieski. „Meines Kindes Glück geht mir über alles. Dennoch aber habe ich eine Bedingung. Sie müssen mir schwören, daß Sie, wenn Sie auf den Thron gelangen, nie ein Feind Oesterreichs oder Deutschlands werden."

„Dies schwöre ich!" rief Stuart. —

Am nächstfolgenden Tage wurde im Ohlauer Schlosse die Verlobung gefeiert. Prinzessin Maria Klementine war somit die erklärte Braut des englischen Thronprätendenten.

Das war's, was namentlich ihre ehrgeizige Mutter, Prinzessin Hedwig Elisabeth, ersehnt hatte. Eine Krone für Klementine war seit je ihr Herzenswunsch, und sie gab sich denn auch ganz dem Glücke hin, welches dessen Erfüllung in ihr erweckt hatte. Ihr Gemahl hingegen konnte sich der Besorgnis nicht entschlagen, die rauhe Hand der Politik werde den vielversprechenden Bund zu trennen suchen. Darum war er auch für den raschen Vollzug der Vermählung.

Allein ehe noch die Anstalten dazu getroffen werden konnten, erfüllte sich seine Befürchtung. Kaiser Karl VI. schrieb nämlich dem Prinzen eigenhändig, die Verbindung seiner Tochter mit dem Prätendenten sei unmöglich, er dürfe sie nicht gestatten, ohne in einen Krieg mit England verwickelt zu werden. Der bezügliche Plan müsse daher im Interesse des europäischen Friedens für immer aufgegeben werden.

Nun hätte sich der Prinz höchst wahrscheinlich dem so nachdrücklich geäußerten kaiserlichen Willen gefügt, allein da seine Gemahlin ihren Lieblingsgedanken um keinen Preis aufgeben, und das Brautpaar lieber sterben, als einander entsagen wollte, so wurde beschlossen, die Vermählung trotz alledem, und zwar, damit den Kaiser gegenüber seinem Verbündeten keine Verantwortung treffe, in einem jener Staaten zu feiern, deren Beherrscher mit ihren Sympathien auf seiten der Stuarts standen, nämlich im Kirchenstaat. Der Papst sollte gebeten werden, dem Herzensbunde die kirchliche Weihe zu erteilen. Infolgedessen machte sich Jakob Stuart unverzüglich auf den Weg nach Rom. Prinz Sobieski aber blieb mit seiner Familie im Ohlauer Schlosse zurück und lebte daselbst so still und ruhig dahin, als ob das Heiratsprojekt wirklich nun ganz aufgegeben worden wäre.

Insgeheim wurden jedoch verschiedene Vorbereitungen getroffen, welche vermuten ließen, daß wenigstens ein Teil der prinzlichen Familie eine weite Reise anzutreten gedenke.

— — — — — — — — — —

Es war gegen Abend des 3. Oktober 1718, als vor dem Gasthofe „Zur goldenen Rose" in Innsbruck ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen hielt. Vier, allem Anschein nach sehr vornehme Damen entstiegen dem hochbepackten Wagen und begaben sich rasch in die für sie durch einen Kurier bereits bestellten Gemächer.

Es waren die Prinzessinnen Sobieski, die, auf der Reise nach Rom begriffen, Innsbruck zum heutigen Nachtquartier gewählt hatten. Vor zehn Tagen hatten sie Ohlau bei Nacht und Nebel in größter Heimlichkeit verlassen. Nicht auf dem kürzesten Wege, durch Schlesien und Böhmen, sondern über Sachsen und Bayern waren sie nach Innsbruck gelangt, denn Jakob Stuart hatte dringend geraten, des Kaisers Gebiet so lange als nur möglich zu meiden, damit die von ihm heiß ersehnte Vereinigung nicht etwa verzögert oder gar durch einen Gewaltstreich vereitelt werde.

Nun, bis heute war man dieser Weisung gefolgt, fernerhin aber ließ sich kaiserliches Gebiet nicht mehr vermeiden. Den Prinzessinnen machte dieser Umstand wenig Kummer, das Gefühl vollkommener Sicherheit beherrschte sie. Es wirkte daher wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als kaum eine Stunde nach ihrer Ankunft in Innsbruck die Grafen Lodron und Sonnberg, ersterer Mitglied des Geheimen Rates und der Landesregierung, letzterer kommandierender General in Tirol, den Prinzessinnen Sobieski den „geziemendsten Respekt" vermelden und die Bitte unterbreiten ließen, hochdenselben ihre Aufwartung machen zu dürfen. Mutter und Tochter waren aufs höchste betroffen. Fragend sahen sie einander an.

„Hier muß ein Irrtum obwalten," rief erstere endlich aus. „Wir sind keine Prinzessinnen und heißen nicht Sobieski, sondern Weltrubski. Uebrigens empfangen wir niemanden. Von der weiten Reise sehr ermüdet, bedürfen wir dringend der Ruhe."

Die Oberhofmeisterin ging mit diesem Bescheide hinaus. Bestürzt kam sie nach einer Weile wieder.

„Die Herren lassen sich durchaus nicht abweisen," meldete sie. „Sie müssen empfangen werden. Es ist ein Befehl des Kaisers."

Die Damen waren ratlos, und namentlich Klementine hatte Mühe, den eintretenden Herren gegenüber ihre Fassung zu bewahren. Auch die Stimme der Prinzessin-Mutter zitterte, als sie den Ankömmlingen neuerlich versicherte, daß sich dieselben hinsichtlich ihrer Person in einem großen Irrtume befänden. Gleichzeitig wies sie ihre Pässe vor.

Die Grafen Lodron und Sonnberg besahen lächelnd die Papiere.

„Das alles stimmt vortrefflich," ließ sich hierauf der erstere vernehmen. „Die Hoheiten reisen inkognito. Wir wußten dies schon vor zwei Tagen. Seine Majestät aber waren hiervon bereits viel früher unterrichtet, sonst hätten höchstdieselben uns nicht den Auftrag geben

*) Im Jahre 1688 war mit Jakob II. der Mannesstamm der Stuarts aus England vertrieben worden, aber die Stuarts gaben die Hoffnung nicht auf, dereinst den Thron wieder zu erlangen. Prätendent war gegenwärtig Jakob Eduard Stuart, der sich von seinen Anhängern Jakob III. nennen ließ.

können, Ihre Hoheiten hierselbst als höchstdessen Gäste geziemend zu begrüßen."

Klementine sank wie vernichtet in einen Sessel.

„Wir sind verraten," stöhnte sie. „Des Kaisers Gäste nennt man uns, als seine Gefangenen wird man uns behandeln."

Die beiden Grafen versicherten den Damen in verbindlichster Form das Gegenteil. Vorerst sei vom Kaiser keine andere als die Weisung angelangt, die Prinzessinnen so lange als seine Gäste in Innsbruck zurückzuhalten, bis weitere Anweisungen erfolgen würden.

„O, das kann sehr lange dauern," rief Prinzessin Hedwig aus. „Ich will deshalb an meine Schwester, die Kaiserin-Mutter, schreiben. Dies ist doch gestattet?"

„Gewiß," versetzte Lodron eifrig. „Es steht den Hoheiten sogar ein Hofkurier zur Beförderung Ihrer Briefschaften jederzeit zu Diensten. Nur aus diesem Hause wollen sich Hochdieselben nicht entfernen, bis aus Wien weitere Ordre kommt."

Prinzessin Hedwig lachte spöttisch auf. „Wahrhaftig, die Sorgfalt unseres Gastfreundes ist bewundernswert," sagte sie.

Klementine aber protestierte in heftigen Worten gegen die Handlungsweise ihres kaiserlichen Vetters und brach schließlich in herzzerreißendes Schluchzen aus.

Aber was nützte ihr das? Die beiden Grafen hatten wohl Mitleid mit dem reizenden Wesen, das sein Lebensglück gefährdet sah, allein dem Befehle des Kaisers mußte entsprochen werden. Mit dieser Entschuldigung und dem Versprechen, jeden billigen Wunsch der Damen jederzeit erfüllen zu wollen, verließen sie das Gemach.

Der Brief an die Kaiserin-Mutter Eleonora wurde sehr lang und klang in die Beschwörung aus, die teure Schwester möge alles aufwenden, was in ihrer Macht stehe, um ihren Sohn, den Kaiser, zur Zurücknahme des grausamen Befehles zu bestimmen, der das Glück und Leben Klementines zu vernichten drohe.

Auf diesen Brief setzte Prinzessin Hedwig ihre ganze Hoffnung. Aber es kam keine Antwort von Eleonora. Die Damen blieben nach wie vor des Kaisers „Gäste".

Der Monat Oktober ging zu Ende, sie waren's noch immer, und auch der November brachte keine Veränderung ihrer Lage. Im Dezember jedoch wurden sie zwar in ein bequemeres „Logement", in den neben der „Rose" liegenden Palast des Barons Reiffen nämlich, gebracht, aber nach wie vor gleich Staatsgefangenen militärisch bewacht und überdies mit Verhören gequält.

Trotz alledem gelang es ihnen jedoch, angeblich durch Vermittelung einer „Kuchelmenschin" (Küchenmagd), mit der Außenwelt, vor allem mit Jakob Stuart in Briefwechsel zu treten. Dieser fühlte sich höchst unglücklich, durfte es aber nicht wagen, der Geliebten zu Hilfe zu eilen, denn seine Verhaftung beim Betreten kaiserlichen Gebietes stand außer allem Zweifel. Im übrigen aber versicherte er den Damen in jedem Briefe, daß sie ihrer unwürdigen Haft bald entledigt werden würden, und erneuerte gleichzeitig den Schwur ewiger Liebe und Treue. . . .

Eines Tages, im Januar 1719, erhielt der in Ohlau zurückgebliebene Prinz Jakob Sobieski den Besuch des Statthalters von Schlesien.

„Ich komme in höherem Auftrage," begann Graf Praschma, „Eure Hoheit können leicht denken, um was es sich handelt. Unser erhabener Herr und Gebieter, Seine Majestät der Kaiser, sind höchlich indigniert ob des Widerstandes, der in bekannter Sache seitens der Prinzessin Klementine, Eurer Hoheit Tochter, geboten wird und haben dies dem Staatskanzler mitgeteilt. Dieser, Graf Sinzendorff, hat mir daher befohlen, Eure Hoheit ernstlich zu erinnern, daß dieser Widerstand endlich aufgegeben, und Prinzessin Klementine zur Vernunft, will sagen zum Verzicht auf die Hand ihres Verlobten, des Prätendenten, gebracht werden müsse. Und zwar habe dies durch Einwirkung Eurer Hoheit zu erfolgen."

Sobieski spielte den Erstaunten. „Durch meine Einwirkung?" rief er aus. „Habe ich denn die Macht hierzu? Was durch monatelange unwürdige Gefangenschaft, durch Bedrängnis aller Art nicht erreicht wurde, soll ich von hier aus erreichen?"

„Allerdings! Die väterliche Macht ist ja die stärkste auf Erden. Sie hätte denn auch gleich anfangs angewendet werden sollen, allein man wollte Eure Hoheit nicht im Lichte eines harten, grausamen Vaters erscheinen lassen. Doch nun, wo alle Mittel erschöpft sind, muß dies dennoch geschehen. Seine Excellenz der Staatskanzler entbieten daher Eurer Hoheit den gemessenen Befehl, die Prinzessin sofort durch Androhung dero väterlichen Zornes, ja Fluches zur Entsagung zu bewegen."

„Wahrhaftig!" fuhr der Prinz auf, „so weit geht der Kanzler?! Nun, bei Gott, ich zweifle nicht länger daran, daß die Sobieskis zu Leibeigenen herabgesunken sind. O, mein geliebtes, armes Kind, welch ein Leid soll ich dir zufügen! Ich dir fluchen? Nein, ich vermag es nicht."

„Das glaube ich gern," versetzte Graf Praschma, „allein Eure Hoheit müssen sich wenigstens den Anschein geben. Bedenken Sie die Gefahren des Heiratsprojektes. England droht mit Abbruch der Allianz. Der Kaiser zürnt den Störern seiner Pläne — mit einem Worte, Eure Hoheit fallen in Ungnade und müssen die Erbstaaten ohne Verzug verlassen, falls Sie dem erhaltenen Befehle nicht gehorchen." —

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht war Prinz Sobieski mit sich im reinen. Er erklärte, er könne dem Befehle des Kaisers nicht entsprechen. Es sei zu spät. Was nütze es, Klementine mit Zorn und Fluch zu bedrohen, da deren Verbindung mit Jakob Stuart schon vor ihrer Abreise im stillen gefeiert worden sei.

Praschma glaubte dem Prinzen nicht, aber die Ausflucht war gut ersonnen, er mußte darüber nach Wien berichten. Dort teilte man seine Ansicht, indes wurde der Prinz, wahrscheinlich infolge einer Art Denkschrift, die er dem Kaiser überreichen ließ, weder zur Erfüllung der vom Staatskanzler gestellten Anforderung angehalten, noch der kaiserlichen Gunst und Gnade verlustig.

Ueberhaupt schien man sich um ihn gar nicht mehr zu bekümmern, und erst dann, als gleichzeitig mit der Nachricht, daß der englische Prätendent an der österreichisch-italienischen Grenze aufgetaucht sei und dort jemanden zu erwarten scheine, bekannt wurde, der Prinz habe Schloß Ohlau in aller Eile ohne Angabe seines Reisezieles verlassen, begann man sich wieder mit ihm zu beschäftigen.

Nach allen Richtungen der Windrose trugen Kuriere den Befehl, den Prinzen scharf zu beobachten; an die Landesregierung und den Militärkommandanten von Tirol aber erging der Befehl, die Prinzessinnen Sobieski noch schärfer zu bewachen als bisher, denn es scheine die Entführung der Gefangenen im Werke zu sein.

— — — — — — — — — —

Frühlingszeit, die herzerhebende, neues Hoffen erweckende, herrliche Zeit war wieder da. Auch die Prinzessinnen Sobieski in Innsbruck waren heiterer, seitdem die Sonne wärmer schien. Aber nicht der Frühling hatte dies bewirkt, sondern die Hoffnung auf Befreiung und Vereinigung mit dem Geliebten. Ein Fluchtplan war brieflich verabredet worden. Stuarts letzte Botschaft hatte gelautet: „Die Erlöser nahen. Sei bereit und thue alles, was man von dir begehrt. So wird das Werk gelingen."

Die Erlöser nahen! Wie, wenn sie bereits da wären? Soeben rollte unter den Fenstern des Palastes ein Reisewagen vorbei und hielt vor dem anstoßenden Gasthofe „Zur goldenen Rose".

Der Schlag wurde aufgerissen, drei Herren und eine Dame entstiegen dem Gefährt und begaben sich, von den Blicken der rasch zusammengelaufenen Gaffer verfolgt, in das Innere des Gebäudes.

Wer mochte das sein? Die Gesichtszüge der Fremden hatte Klementine nicht unterscheiden können. Zu rasch waren sie vorbeigehuscht und dann war die Dame tief verschleiert, einer der Herren aber so dicht in seinen Mantel gehüllt, daß man von ihm kaum die Nasenspitze sehen konnte.

Klementine fühlte sich lebhaft angeregt. Ach, wie gerne wäre sie hinüber in die „Goldene Rose", um zu sehen, etwas von und aus der Welt zu hören! Aber sie durfte den Palast nicht verlassen. Doch tröstete sie sich damit, daß ja Kreszenz, die „Kuchelmenschin", später kommen und ihr von den Fremden erzählen werde.

Und in der That, kaum war es ein wenig dämmerig geworden, so knarrte leise die Thür. „Kreszenz," wollte Klementine zur Begrüßung rufen, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, denn vor ihr stand nicht die bewußte Küchenmagd, sondern ein schlanker, junger Mann.

Er that sehr verlegen.

„Nur voraus, das ist die Prinzessin," hörte Klementine eine andere Stimme sagen, in der sie trotz des gedämpften Tones die der Kreszenz erkannte. Der junge Mann kam jetzt näher.

„Eure Hoheit," flüsterte er, „Sobieski und Stuart."

Klementine erbebte heftig. Das war das Losungs- und Erkennungswort.

„Sobieski und Stuart? Ist es möglich?" kam es über ihre Lippen.

„Ja, Eure Hoheit," war die Antwort. „Die Stunde der Befreiung hat geschlagen."

„Was muß ich thun? Ihnen folgen?"

„Nein, mit mir die Kleider wechseln. Ich bin ein Mädchen, Hoheit, und bestimmt, hier Ihre Stelle einzunehmen."

Bald war die Prinzessin umgekleidet.

„Jetzt fort," bat die Fremde. „Kreszenz wird Sie führen."

„Und meine Mutter?" fragte Klementine. „Sie schläft, man muß sie wecken."

„Ich will das besorgen und Ihre Hoheit von allem unterrichten," versetzte jene. „Eilen Sie, sonst ist alles verloren."

Kreszenz kam der Fremden zu Hilfe. Sie erfaßte die Hand der Prinzessin und zog die Halbbetäubte mit sich hinaus. Geräuschlos schloß sie die Thür hinter beiden.

Die Fremde war allein in dem Zimmer zurückgeblieben. Sie lauschte. Alles blieb still. Die Prinzessin fand wohl kein Hindernis auf ihrem Wege in den Gasthof. Erleichtert aufatmend trat die Fremde ans Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Leise senkte sich der Abend hernieder; es war allmählich dunkler geworden, aber noch konnte man alles deutlich sehen, was draußen geschah. Es war nichts Ungewöhnliches.

Vor dem Thore des Gasthofes stand der vor einigen Stunden angekommene Reisewagen zur Abfahrt bereit. Der Schlag war schon offen. Soeben traten die Reisenden, drei

Herren und eine Dame, aus dem Gasthause und —

Mehr konnte die Fremde nicht sehen, denn in diesem Augenblick legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und eine sanfte Stimme fragte, wovon sie träume. Rasch wandte sich die Fremde — Prinzessin Hedwig stand vor ihr. Eine Ahnung durchzuckte sie beim Anblicke der Person, welche die Kleider Klementines trug.

„Was ist geschehen, wo ist meine Tochter?" fragte sie.

„Dort," erwiderte die Fremde, auf den abfahrenden Reisewagen deutend. „Ihre Hoheit befindet sich auf dem Wege zur Freiheit, eilt ihrem königlichen Bräutigam entgegen."

„Und Sie, mein Kind?"

„Ich nehme gerne die Stelle der Prinzessin ein, bis —"

Ein Klopfen machte weitere Mitteilungen unmöglich. Die Thür wurde geöffnet, und auf der Schwelle erschien ein Offizier mit zwei Soldaten. Es war der Visitator. Wehe, wenn er Klementine jetzt schon vermißte! Sie würde verfolgt, eingeholt und in noch sichereren Gewahrsam gebracht werden.

Die Herzen der Frauen pochten, indes die Augen des Offiziers durchs Zimmer flogen.

Er sah zwei Damen und war zufrieden. „Die Prinzessinnen sind gegenwärtig," dachte er und ging, um die vorgeschriebene Meldung „von der Präsenz der Gäste des Kaisers" zu erstatten.

Ungefähr zwei Stunden später wiederholte sich dasselbe Spiel, nur mit dem Unterschiede, daß der visitierende Offizier diesmal Kreszenz bei sich hatte, und diese in das Schlafzimmer der Damen sandte, um sich von deren Anwesenheit zu überzeugen.

Dieselbe wurde bestätigt. Erst am anderen Morgen, als die Grafen Lodron und Sonnberg kamen, um den Damen, wie gewöhnlich, ihre Aufwartung zu machen, das heißt deren Vorhandensein zu konstatieren, wurde die Entdeckung gemacht, „daß Prinzessin Klementine echappieret, und eine fremde Jungfer an deren Stelle changieret worden sei".

— — — — — — — — — —

Damit hatte die Liebe über die Politik gesiegt, aber es sollte ihr nicht erfreulich sein. Denn abgesehen davon, daß sich Jakob Stuart selbst mit Hilfe der Sobieskischen Millionen nicht auf den Thron seiner Väter zu schwingen vermochte, indem alle Erhebungen seiner Partei, der sogenannten Jakobiten, blutig niedergeschlagen wurden, war auch seine Liebe zu Klementine nicht von jener Art, welche die schwärmerische Prinzessin für den Verlust eines Diadems hätte entschädigen können.

Das einzig Gute war noch, daß für das „Echappement" aus Innsbruck niemand zu büßen hatte. Der Kaiser entließ nämlich sofort nach erhaltenem Bericht die Prinzessin-Mutter samt der „fremden Jungfer", deren Name unbekannt geblieben ist, ihrer Haft, und man weiß nichts davon, daß die Sobieskis bei ihm in Ungnade gefallen wären.

Uebrigens sind sie im Mannesstamme 1751 ausgestorben. Das Haus Stuart aber ist erst im Jahre 1807 mit Heinrich Stuart, einem Sohne Jakobs und Klementines, erloschen, nachdem es schon 1744 infolge der unglücklichen Schlacht bei Culloden all seinen Ansprüchen entsagt und der neuen, noch heute blühenden Dynastie Hannover den Platz geräumt hatte.

Humoristisches.

Nur nobel.

Hauslehrer: Der junge Herr Baron ist sehr unartig.

Neugeadelter Protz: Er wird sofort von mir Prügel empfangen. Führen Sie ihn ins Empfangszimmer.

Unliebsame Täuschung.

Gnädige Frau: Ich habe Sie trotz meines strengen Verbotes in den letzten Tagen wiederholt mit einem Soldaten im Hausflur verkehren sehen!

Dienstmädchen: Das war gar kein richtiger Soldat, sondern der Gerichtsvollzieher, der sich nach Ihnen erkundigte.

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 6:
Verzeih andern, dir nimmer.

Rätsel.

Kommt's auch mit Pulver und mit Büchse,
Will's schießen weder Haj' noch Füchse.
Zwar ist sein Sinn darauf gerichtet,
Daß es Lebendiges vernichtet.
Vier Silben sind's — das will ich nicht verschweigen —
Doch wird ein Herr sich statt des Jägers zeigen,
Erblickest du wohl unter Hofes Schranzen
Oft Leute von dem Rang des neuen Ganzen.

Auflösung folgt in Nr. 8.

Palindrom.

Am Pferde bin ich, wenn es geht, zu sehen,
Doch dann nicht, wenn man's läßt im Stalle stehen;
Und umgekehrt gereicht's zur Zier dem Mann,
Doch schön ist's nicht, trifft man's bei Frauen an.

Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösungen von Nr. 6:

des Versteck-Rätsels: Abessinien, Kaiserstein, Verzweiflung, Amalia, Klagenfurt, Wärmemesser, Rosenheim, Stralsund, Heinrich, Himalaya, Liverpool, Vergessenheit, Ameisenbär = Besser zweimal gemessen, als einmal vergessen;

des Palindroms: Meta — Atem.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.